



Offen für alle Konfessionen: Raum der Stille im Inselspital Bern.



Pfarrerin Ingrid Zürcher begegnet den Patienten mit Ruhe und Gelassenheit.



Die Spitalseelsorgerin Ingrid Zürcher sucht nach der persönlichen Spiritualität der Patienten.

BILDER KARIN HOFER / NZZ

Wenn die Pfarrerin ans Spitalbett kommt

Weder die Konfession noch Rituale stehen bei der Seelsorge im Spital im Vordergrund – sondern vor allem der Beistand in der Not

Ein Aufenthalt im Spital bringt Menschen oft an ihre Grenzen. Seelsorger bieten ein Gespräch von Mensch zu Mensch und ein offenes Ohr mitten im turbulenten Spitalalltag.

Susanne Wagner

Die Fenster mit den pastellgrünen Vorhängen im Bettenhochhaus des Universitätsspitals Bern geben einen Blick auf die schneebedeckten Alpen frei. Godi Schmied liegt im Spitalbett, ist an drei Infusionen angeschlossen, und sein ganzer linker Arm ist verbunden. Ingrid Zürcher setzt sich auf einen Stuhl neben dem Bett und lässt sich vom Patienten schildern, was in den letzten Tagen passiert ist. Der knapp 70-jährige pensionierte Lokführer geriet wenige Tage nach einem harmlos erscheinenden Sturz und einer Infektion in eine lebensbedrohliche Situation. Diese Nachricht überwältigte ihn derart, dass es ihm eines Nachts den Boden unter den Füßen wegzog.

Kein Missionieren

Aufgefangen wurde er durch lange Gespräche erst mit der Nachtschwester und später mit dem Pikett-Seelsorger. Heute erhält Schmied Besuch auch von der reformierten Pfarrerin Ingrid Zürcher, weil sie als Seelsorgerin für die Abteilung Plastische Chirurgie verantwortlich ist. Sie blickt Schmied aufmerksam an und hört ihm und seiner Lebenspartnerin lange zu. «Jetzt ist wieder Boden da, jetzt können Sie es fassen und haben wieder eine Perspektive», sagt die Pfarrerin nach einer Weile ernst, aber zuversichtlich. «Wissen Sie, ich bin nicht so der Kirchgänger», erklärt der robust wirkende Mann etwas schelmisch. Aber das Reden mit dem Notfall-Seelsorger habe ihm schon gutgetan. Nach etwas Nachdenken fügt Schmied hinzu: «Ich hatte schon manchen Schutzengel. Auf meinen Bergtouren habe ich mir schon oft Gedanken dazu gemacht und danke gesagt.»

Beim Begriff Spitalseelsorge mag mancher ans Missionieren denken. Doch die Vorstellung vom Pfarrer, der flächendeckend von Bett zu Bett geht, ist falsch. Zwar gehen Ingrid Zürcher und ihr Team davon aus, dass grundsätzlich alle Menschen eine spirituelle Seite in sich haben. «Die Herausforderung für die heutige Spitalseelsorge ist es, die Vielfalt der persönlichen Spiritualität der Patientinnen und Patienten wahrzunehmen und sie darin zu begleiten», so die Seelsorgerin. Ihr ist es ein Anliegen, die Menschen darin zu unterstützen, «den Atem der eigenen Spiritualität wieder ins Fliessen zu bringen».

Ökumenisches Team

Über das Angebot, mit einer Seelsorgerin oder einem Seelsorger zu sprechen, werden die Patienten beim Eintritt informiert. Einige Patienten wünschen sich explizit einen solchen Besuch. Häufiger jedoch vermitteln Ärzte oder Pflegenden den Kontakt zu den Seelsorgern als Teil des erweiterten Behandlungsteams, wenn sie spüren, dass einem Patient ein Gespräch guttun würde. Hin und wieder reagieren die Patienten mit dem Satz «Steht es schon so schlimm um mich, dass der Pfarrer kommt?». Nur wenn der Patient sein Einverständnis gibt, kommen die Seelsorger ins Gespräch mit ihm.

Bis vor rund 15 Jahren gab es am Berner Inselspital ein katholisches und ein reformiertes Seelsorgeteam. Dann wurden die beiden Teams zusammengelegt. Heute gehören zum ökumenischen Team drei römisch-katholische und fünf evangelisch-reformierte Theologinnen und Theologen. Dies widerspiegelt prozentual die Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung im Kanton Bern. «Es gibt zwar Menschen, die von sich aus nach dem Sakrament oder einer explizit katholischen Betreuung fragen. Aber oft kennen wir die Konfession der Patienten gar nicht», sagt der katholische Seelsorger Hubert Kössler. Er ist Co-Leiter des Teams, das gleichzeitig das Care-Team des Krankenhauses ist. Jedes Teammitglied ist für eine Anzahl medizinischer Abteilungen

verantwortlich. Vor allem bei den Einsätzen während des 24-stündigen Pikettendienstes der Seelsorger spielt es in der Regel keine primäre Rolle, ob und was jemand glaubt. «Da geht es oft einfach um notfallpsychologische Unterstützung. Das Wort Gott ist in diesen Kriseninterventionen meistens kein Thema», sagt Hubert Kössler.

Rund 70 Prozent der Gespräche führen die Seelsorger mit Patienten mit christlichem Hintergrund. Das Angebot steht aber auch Patienten aus anderen Glaubensrichtungen, Konfessionslosen oder aus der Kirche Ausgetretenen offen. Ein- bis zweimal im Monat vermittelt das Team einen Kontakt zu einem Imam, der mit muslimischen Patienten Gespräche führt. Meistens jedoch organisieren die Muslime, Hindus oder Buddhisten die Besuche ihrer religiösen Vertrauenspersonen selbst.

Am Universitätsspital Bern sind die Seelsorger direkt vom Krankenhaus angestellt – anders als bei anderen Spitälern in der Schweiz, wo die verschiedenen Landeskirchen ihre Vertreter an die Betten der Patienten schicken. Wie etwa am Universitätsspital Basel, wo ein christkatholischer, vier evangelisch-reformierter und drei römisch-katholische Theologen für das seelische Wohl der Patienten zuständig sind. Zum Team gehört Luzius Müller, der seit fünf Jahren teilszeitlich als reformierter Spitalseelsorger arbeitet. Auch bei ihm und seinen Kollegen steht nicht in erster Linie die Glaubenszugehörigkeit, sondern das menschliche Gespräch im Vordergrund. «Wenn ich notfallmässig dazugerufen werde, geht es um Beistand, nicht um Rituale. Wir gehen zu allen, denen wir helfen können.»

Einmal wöchentlich, meistens freitags, besucht Rabbiner Yaron Nisenholz am Universitätsspital jüdische Patienten aus Basel oder ausländische Patienten, die nur vorübergehend in der Schweiz sind. «Die Leute freuen sich, wenn der Rabbiner sie besucht. Diese Aufmerksamkeit gibt ihnen eine gewisse Kraft», sagt Yaron Nisenholz, der als Gemeinderabbiner für die Israelitische Gemeinde Basel verantwortlich ist. Es sei wichtig, den Menschen zu zeigen,

dass jemand an sie denke. Manche der Patienten nutzen die Gelegenheit auch, mit dem Rabbiner über persönliche Angelegenheiten zu sprechen, die nichts mit der Krankheit zu tun haben, etwa über familiäre Probleme.

Der Austausch dreht sich manchmal auch um ganz praktische Fragen – etwa wie es weitergeht, wenn eine alleinlebende ältere Person nach dem Spitalaufenthalt wieder zu Hause ist. Yaron Nisenholz ist der Ansicht, dass das Spitalbett nicht der richtige Ort für lange theologische Gespräche oder gar Rituale ist. Der Rabbiner legt viel Wert auf Gespräche mit den Angehörigen. Besonders wichtig ist dies, wenn ein Patient im Sterben liegt. In seltenen Fällen kommt dabei die Frage nach dem Sinn des Leidens auf. Es kommt auch vor, dass Yaron Nisenholz ein besonderes Gebet spricht, das einen sterbenden Menschen in den Tod begleitet. Als besonders schwierig empfindet es der Rabbiner, wenn es junge Menschen oder Kinder trifft.

Nahrung für die Seele

Zum nächsten Patienten, den Ingrid Zürcher an diesem grauen Tag besucht, hat sie ein besonderes Verhältnis, wie sie beim Eintreten in die Kinder-Intensivstation erzählt. Die Pfarrerin hat den ein Jahr alten Janis vor ein paar Wochen hier im Spital getauft – kurz vor seiner letzten Operation. Der Säugling kam drei Monate zu früh auf die Welt und verbrachte seither mehr Zeit im Spital als zu Hause. Zürcher kniet neben Mutter und Kind hin und sagt zum Baby, das am Füsschen an eine Infusion angeschlossen ist: «Nicht wahr, du hast schon viel überstanden.» Mit der jungen Mutter spricht die Pfarrerin darüber, wie es sich anfühlt, in eine solche Situation hineinzugeraten. Das Leben habe einfach so gespielt, versucht es die Seelsorgerin in Worte zu fassen.

Wie geht Ingrid Zürcher selbst mit den zahlreichen Geschichten und Schicksalen, mit den Themen Krankheit, Unfall, Tod oder Gewalt um? Wenn ihr eine Begegnung zu nahegeht, hilft ihr ein eigenes kleines Ritual, um

sich abzugrenzen. Sie denkt bewusst daran, dass sie nach dem gemeinsamen Gespräch in ihr eigenes Leben zurückkehrt, und wünscht dem Patienten im Stillen nochmals Kraft. Genug Energie für ihre anspruchsvolle Arbeit findet die Seelsorgerin auf Spaziergängen in der Natur, in der Meditation, dank Gesprächen oder dem Musizieren mit der Barockgeige. Ihr eigener spiritueller Weg hilft ihr, mit extremen und belastenden Situationen umzugehen. Den Patienten am Spitalbett begegnet sie mit Ruhe und Gelassenheit, einer ungekünstelten Zuversicht und positiven Ausstrahlung. So auch beim nächsten Besuch, einem jungen Mann auf der Station für Gefässkrankheiten, dem aufgrund einer seltenen infektiösen Gefässerkrankung ein Teil des linken Beins amputiert werden musste.

Ein Stück Heimat

Ingrid Zürcher stülpt sich Gummihandschuhe über und schüttelt Sergiu Tcacenco die Hand. «Wie geht es Ihnen?», fragt sie herzlich. Der 30-Jährige stammt aus der Moldau und konnte sein Architekturstudium in Deutschland aus gesundheitlichen Gründen nicht abschliessen. Er beginnt mit leiser Stimme in der Stille des Einzelzimmers zu erzählen. Ingrid Zürcher hört zu, ist präsent im Gespräch, fragt immer wieder nach, bestätigt mit einem Ja, fasst das Gesagte positiv zusammen. Tcacenco möchte gerne wieder ins Kunstatelier gehen, Kontakt mit seinen früheren Freunden aufnehmen und im Internet nach einer Selbsthilfegruppe für Beinamputierte suchen.

«Das sind schöne Ziele», sagt die Seelsorgerin lächelnd. Sie ermuntert den jungen Mann, beim nächsten Spitalbesuch wieder mit dem russisch-orthodoxen Pfarrer Kontakt aufzunehmen, mit dem er schon mehrere Male geredet hat. «Die letzte Begegnung mit dem Pfarrer hat mir gefallen», sagt Tcacenco. Die Beichte, das Abendmahl und die rituelle Gebetsprache bedeuten ihm ein Stück Heimat und Seelennahrung. «Bleiben Sie behütet», sagt Ingrid Zürcher beim Abschied.